

Leseprobe

Venusdurchgang

Dezember 2117 – Dezember 2117

VON DER ERDE aus gesehen lief die Venus auf ihrer Bahn vor der gleißenden Sonnenscheibe her. Einige Stunden lang war sie als schwarzer, kreisrunder Fleck sichtbar, dann driftete der Planet wieder ins Dunkel des Alls zurück. Zuletzt hatte man dieses seltene Schauspiel vor einhundertundfünf Jahren beobachten können. Doch während das kosmische Uhrwerk tickte wie immer schon, blickte am 11. Dezember 2117 eine andere Menschheit auf eine andere Weise in den Himmel.

Zur Zeit des letzten Venustransits hatten die allermeisten Menschen in großen Staaten gelebt, die die innere Ordnung aufrechterhielten und ihr Volk, aber eher noch sich selbst, vor dem Zugriff anderer Staaten schützten. Bei der Abwehr von Gefahren globalen Ausmaßes – der ultimativen Klimakatastrophe und des globalen Killers von 2092 – hatten diese Gebilde jedoch kläglich versagt. Appelle an die Mächtigen waren letztlich ebenso ins Leere gegangen wie die Gebete der Gläubigen. Nach den Religionen hatten sodann auch Staaten und Staatenbünde Sinn und Bedeutung verloren. Folgerichtig

lösten sie sich während des großen Umschwungs eingangs des 22. Jahrhunderts auf. Einer Metamorphose nicht unähnlich erschufen ehemals militärische KIs und inspirierte Menschen mit Fantasie und großem strategischem Geschick eine neue Weltordnung.

In ihr funktionierten Ökosphäre, Soziosphäre und Technosphäre endlich im Einklang miteinander. Aus den Vereinten Nationen war die Vereinte Menschheit hervorgegangen, die sich der globalen Aufgaben annahm; angefangen bei Raumfahrt und Großforschung, über die Führung von Friedenstruppen, dem Betrieb von Internet und Rechenzentren, bis hin zur weltumspannenden Logistik und Produktion.

Über zweitausend weitgehend autarke Regionen mit jeweils einigen Millionen Menschen hatten sich der United Mankind, UM, angeschlossen. Für den Zugang zur globalen Infrastruktur verpflichteten sich diese »Äußeren« im Gegenzug, Frieden und Umwelt zu bewahren, sowie die individuellen Menschenrechte, Pluralismus und Meinungsfreiheit in ihren Gesellschaften zu garantieren. Fundamentalistische Organisationen und Bewegungen, gleich welcher Couleur, waren davon explizit ausgenommen.

Menschen, die es vorzogen, ihr Leben nach ihrem Gott, einem blaublütigen Führer oder einer der vielen, einzig wahren Heilslehren auszurichten, konnten dies tun. Aber sie lebten dann nicht länger unter dem Schutz und verbunden mit den Annehmlichkeiten des Fortschritts, den sie im Grunde verachteten, weil sie schließlich über andere, absolute Quellen der Wahrheit verfügten. So standen den gut sechs Milliarden »Äußeren« – zu denen auch die »Natürlichen« zählten, relativ kleine Gruppen, die Landstriche verteidigten, die der Natur wieder zurückgegeben worden waren – zwei Milliarden

»Innere« gegenüber, die sich auf circa tausend Regionen verteilen.

Dass sich viele Innere für den Venustransit des Jahres 2117 interessierten, darf bezweifelt werden. Anders die Äußeren, etwa in der australischen Küstenregion Brisbane, der Heimat des Astrophysikers Dr. David Hampton. Nicht ganz unbeteiligt an der Rettung der Menschheit vor dem Globalen Killer, war der ehemalige Chef der Planetaren Verteidigung bald wieder in seine Heimat zurückgekehrt, um an Ort und Stelle den großen Umschwung mitzugestalten. Auch privat fand er hier sein spätes Glück, sodass er nun, im Alter von sechsundsiebzig Jahren, den Transit mit seiner Frau und ihren zwei inzwischen erwachsenen Kindern beobachten konnte.

Aber dies natürlich nicht allein für sich. Der große Umschwung hatte nicht nur politische Strukturen und Prozesse verändert, sondern auch die Wirtschaft und das Finanzsystem. Ein Beispiel dafür war die Ablösung der Konsumgesellschaft durch das Gebot des Teilens. Früher, als fast alles in Massen gefertigt und in alle Welt verschifft wurde, wollten und konnten sich viele vieles leisten. Der einigermaßen effizienten – weil industriellen – Produktion eines Gutes stand dessen absolut ineffiziente Nutzung gegenüber. Autos, die dreiundzwanzig Stunden am Tag im Weg standen, von denen aber fast jede Familie meinte, besser zwei als eines besitzen zu müssen, waren ein bekanntes Beispiel für diesen Unsinn. Dasselbe traf aber natürlich auch auf Teleskope zu. Industriell zu Spottpreisen gefertigt, lagen die Schnäppchen zu Abertausenden zum Kauf bereit. Haben wir schon eins? Nein? Dann schnell gekauft, ein paar Mal geschaut und danach im Keller verstaubt.

Doch das war gestern. Wenn man heutzutage etwas Besonderes haben wollte, musste man auch etwas dafür tun. Hamp-

ton hatte bereits vor Jahren auf das bevorstehende astronomische Großereignis hingewiesen und seine Bekanntheit und sein Ansehen genutzt, Mitstreiter für die gute Sache zu gewinnen. Zuerst warben sie dafür, möglichst viele noch in Privatbesitz befindliche Teleskope an örtliche Bildungs- und Kultureinrichtungen zu spenden. Da kam einiges zum Vorschein, was mit etwas Arbeit wieder in tadellosen Zustand versetzt werden konnte.

Um dem erwarteten Bedarf gerecht zu werden, fehlten aber noch etwa fünfzig Neugeräte. Nachdem der Stadtrat auf Betreiben Hamptons die Nützlichkeit des Projekts für die Allgemeinheit offiziell anerkannt hatte, fanden sich schnell Freiwillige, die die nötigen Einzelteile in regionalen Mini-Fabs fertigen und die Teleskope zusammenbauten. Ihre Arbeitsleistung ließ sich auf den sozialen Dienst anrechnen, den sie ohnehin für ihr Grundeinkommen zu leisten hatten. Das nötige Wissen sowie die erforderlichen Konstruktionspläne waren, wie gewöhnlich, frei im Internet verfügbar. Glücklicherweise konnte auf die handwerklich äußerst anspruchsvolle Herstellung von Glaslinsen und Spiegeln verzichtet werden, da sogenannte Meta-Linsen aus dem Drucker für Nano-Materialien sich ebenso gut verwenden ließen.

Da am entscheidenden Tag auch das Wetter mitspielte, bildeten sich im sommerlichen Dezember ab neun Uhr morgens in Brisbane und Umgebung vor zahlreichen Beobachtungsstationen erste Schlangen Interessierter. Sie lauschten den Erklärungen von Amateurastronominnen, Lehrern und auch derjenigen, die neue Teleskope gebaut hatten. Gerade sie, die sich mit ihrer Herstellung solche Mühe gegeben hatten, wurden nicht müde, alle immer wieder zu ermahnen, sehr vorsichtig mit den Geräten umzugehen.

David Hampton sah zufrieden auf die erwartungsvoll durcheinander plappernde Menge vor seiner Station. Als sich die Venus pünktlich um 10:02 Uhr vor die Sonne schob, erstarb das Getuschel und alle lauschten den Ausrufen und Kommentaren der Glücklichen, die zuerst an der Reihe waren. Da der Venustransit über fünfeinhalb Stunden dauerte, würden alle genug Zeit haben, den Vorgang mit eigenen Augen zu beobachten.

Als Hampton sich außer der Reihe dem Teleskop näherte, machten die Wartenden fast ehrfürchtig Platz. Neben der Venus war er wohl tatsächlich so etwas wie der Star der Veranstaltung, und das nicht nur um seiner früheren Verdienste willen. Man dankte es ihm, dass seine Initiative sie hier zusammengebracht hatte, um gemeinsam ein seltenes Naturschauspiel zu erleben. Außerdem würde ab morgen jede Schule der Region über ein Teleskop verfügen, das inner- und außerhalb des Unterrichts eingesetzt werden konnte.

Es war, wie es sein sollte: Wenn man seine Mitmenschen von einer Idee überzeugen konnte, dann arbeitete man gemeinsam daran und genoss zusammen das Ergebnis. Auf diese Weise wurden nicht nur Schulteleskope, sondern auch neue Krankenhäuser, elektro-biotische Nahrungserzeuger oder Brücken gebaut. Wohlstand wurde nicht mehr, wie früher, durch die blinden Kräfte der Kapitalmärkte erzeugt, sondern durch gute Ideen, den unglaublichen Schatz frei verfügbaren Wissens und gegenseitiges Vertrauen.

Hampton, der als professioneller Astrophysiker dem Weltall seine Geheimnisse schon mit den kompliziertesten Messapparaturen zu entreißen versucht hatte, sah durch das Okular und freute sich wie ein Kind.

Leseprobe

Star

März 2121 – Dezember 2121

DER WIND AM Strand war stark und böig. Immer wieder verfring er sich in ihrer halb offenen knielangen Jacke, während sie ziellos durch den Sand stampfte. Als Celeste den Reißverschluss endlich mit einer heftigen Bewegung bis zum Anschlag nach oben riss und dabei vor ihr Kinn schlug, merkte sie, dass sie richtiggehend wütend war. Es war eindeutig ein Fehler gewesen, ihren achtundzwanzigsten Geburtstag im Haus, oder besser gesagt auf dem Anwesen, ihrer Eltern feiern zu wollen.

Ihre Eltern, Jennifer und Edward Wilkins, waren selbst Berühmtheiten, doch wenn sie deshalb dachten, sie wüssten auch nur annähernd, was ihre Tochter in den letzten Jahren durchgemacht hatte, so irrten sie. Celeste M. Wilkins war nicht nur eine Berühmtheit, ein herkömmlicher Super- oder Mega-Star, sie war der Star ihrer Zeit schlechthin. Unter den Äußeren gab es wohl niemanden, der älter als zehn Jahre war und sie nicht sofort erkannt hätte. Nicht zuletzt deshalb verbarg sie die Schönheit, die sie von ihrer gen-optimierten Mutter geerbt

hatte, indem sie ihr Gesicht mit einem Schal vermummte und ihr blondes Haar unter einer Wollmütze verbarg. An ihrer hochgewachsenen Statur und den strahlend grünen Augen, die in perfektem Kontrast zu den dunklen, kräftigen Augenbrauen standen, konnte sie nichts ändern, aber ihre makellose Figur hatte sie erfolgreich unter einer unförmigen Jacke versteckt, denn von den wenigen Spaziergängern und Joggern, denen sie an diesem kalten Märztag begegnete, kam niemand näher, um sie anzusprechen.

Genau das hatte sie so dringend gebraucht: das Gefühl, allein und unerkannt zu sein. Deshalb hatte sie das Mittagessen, das den Auftakt zu den Geburtstagsfeierlichkeiten bilden sollte, und zu dem zwei Dutzend ihrer Bekannten eingeladen worden waren, unter einem Vorwand verlassen. Sie hatte sich ihre Sachen geschnappt, den Kommunikator ausgeschaltet und war – wie sie glaubte – unbeobachtet, den langgestreckten Garten hinunter zum alten Bootshaus gegangen. Als Teenager hatte sie hier viele Stunden allein verbracht. Im Innern des Bootshauses hatte sie der vertraute Geruch von Wasser, morschem Holz und alten Planen empfangen.

Garten und Bootshaus gehörten zu einem ehemaligen Hotel am Christina River in Wilmington, etwa fünfzig Kilometer südwestlich von Philadelphia. Ihre Eltern hatten es nach der Übersiedlung von St. Louis – die Stadt war während des großen Umschwungs an die Inneren gefallen – zu ihrer Wohnstatt und Konzernzentrale umbauen lassen. Die Familie bewohnte eine ehemalige Suite im obersten Stockwerk, darunter lagen die Büros, und die Säle im Erdgeschoss eigneten sich für Konferenzen – oder eben große Feiern.

Eigentlich hatte sie hier nur etwas Ruhe gesucht, als sie am Steg unter einer Plane ein neues Fünf-Meter-Boot mit aufgela-

dener Batterie entdeckte, das gut und gerne neunzig Kilometer pro Stunde schnell war. *Wie schön wäre es doch, jetzt allein am Strand im Wind spazieren zu gehen*, dachte sie und entfernte kurz entschlossen die Plane, sprang ins Boot und machte die Leinen los. Daraufhin war sie den Christina River hinuntergefahren, der recht bald in den Delaware mündete. Mit dem Fahrtregler am Anschlag hatte sie in weniger als einer Stunde die ersten schmalen Strände der Delaware-Bucht erreicht.

Da stand sie also allein im Wind, spürte den Sand, roch das Meer. Wann hatte sie sich das letzte Mal so frei gefühlt? Sie erinnerte sich nicht. Mit dem Gefühl der Freiheit stieg auch die Wut heftiger in ihr hoch, wahrscheinlich weil sie merkte, was ihr die ganze Zeit gefehlt hatte. Dazu kam eine weitere Empfindung, die ihr eigentlich fremd war: Hunger. Nun, sie hatte das Mittagessen verpasst. Seltsamerweise schien der Hunger beide Gefühle, das der Freiheit und das der Wut, noch zu befördern. In ihren Jackentaschen befand sich nichts Essbares, also stampfte sie frei und wütend weiter – das an einem Ausleger festgemachte Boot lag schon einige Kilometer zurück.

In der Vergangenheit war Celeste das Gesicht der Zukunft gewesen. Ihre KI-betriebenen Avatare verschiedenen Alters hatten eine wichtige Rolle in der als Spiel gestalteten VR-Simulation namens Utopia gespielt. Finanziert von ihren Eltern hatte der chinesische Künstler Shen Tián die Avatare als erwachsene Versionen der kleinen Celeste gestaltet, um den Spielern anhand ihrer Person hautnah zu verdeutlichen, welche Auswirkungen ihr Handeln auf zukünftige Generationen haben würde. Das Spiel eroberte die ganze Welt und half entscheidend mit, die Metamorphose von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft auf den Weg zu bringen, die letztlich den ultimativen Kollaps des Klimas hatte verhindern können.

Doch heute, im Jahr 2121, war die Zukunft von damals zum Jetzt geworden, und Celeste fragte sich, wer oder was sie eigentlich war, außer extrem populär. Wenn es ihr, die wie niemand sonst für die wahr werdende Utopie stand, nicht gut ging, bedeutete das dann nicht, dass mit dieser besten aller Welten etwas nicht stimmte? Stand nicht alles auf dem Spiel, wenn sie versagte? Der Druck, als die wahrscheinlich einflussreichste Persönlichkeit der Gegenwart unbedingt funktionieren zu müssen, lastete schwer auf ihr. Und das hatten ihre Eltern nie begriffen.

Wenn alles so weiterging wie bisher, würde es bald die nächste Show geben, an der sie und ihre Agentur bereits seit einem Jahr arbeiteten. Und wieder würde Celeste mindestens zwei Milliarden Menschen mit ihrer Stimme, ihrem Körper, ihrem Charisma und ihrer Eloquenz in den Bann ziehen. Sie würde sie mitreißen und ein Gefühl der Gemeinschaft erzeugen, das alle spüren, aber niemand so recht erklären konnte. Merkte denn nur sie allein, dass sich alles wiederholte und von Mal zu Mal *durchsichtiger* wurde? War sie noch kreativ und authentisch? Hatte sie noch etwas mitzuteilen, außer: »Schaut mich an – alles ist gut«? Sie bezweifelte es. In sich spürte sie einen Hunger, der kein Streben nach Nahrung war.

Celeste ließ eine Schar Möwen hinter sich, die über der Brandung im Wind standen. Einen Moment später hörte sie sie aufgeregt kreischen. Von Norden her näherte sich in schnellem Flug eine Taube, die offensichtlich nicht hierher gehörte. Celeste drehte sich um und sah erstaunt, wie sie sich mit hektischem Geflatter einige Meter vor ihr auf dem Sand niederließ. Sie legte den Kopf auf die Seite und schien Celeste zu fixieren. Perplex starrte sie zurück und erkannte, dass es sich nicht um ein Tier, sondern um den mechatronischen

Nachbau einer Brieftaube handelte, die eigentlich nur noch eingefleischte Romantiker zur Nachrichtenübermittlung nutzten. Und tatsächlich – da war ein Plastikröhrchen am rechten Bein der Taube befestigt. Diese hatte sie nun wohl auch als korrekte Adressatin der Nachricht ausgemacht, denn in einer unnatürlichen Bewegung ließ sie sich auf die Seite fallen und streckte den Fuß mit dem Röhrchen nach oben.

Celeste entnahm ihm eine kleine Folie und entfaltete sie. Eine Sekunde später wurde die Folie milchig und es erschien folgende Nachricht: »Liebe Celeste, wir alle aus der Agentur gratulieren dir ganz herzlich zum Geburtstag! Mögen alle deine Wünsche in Erfüllung gehen!«

Nett, dachte Celeste, jetzt muss ich nur noch herausfinden, welche Wünsche das eigentlich sind. Dann erschien eine zweite Nachricht: »P. S. Deine Eltern haben uns kontaktiert, weil sie dich nicht erreichen konnten und sich Sorgen machten. Wir haben ihnen zur Beruhigung ein Foto von dir am Strand geschickt. Das war hoffentlich in deinem Sinne.«

Na toll – so viel zum Thema Alleinsein. Es hätte ihr klar sein müssen, dass die Agentur sie nicht eine Minute aus den Augen ließ. Die mechatronische Taube musste ihr vom Bootshaus bis hierher gefolgt sein. Mittlerweile stand sie auch wieder aufrecht und blickte starr in ihre Richtung. Einem kindlichen Impuls folgend, stürzte Celeste auf sie zu und wedelte mit den Armen, um sie zu verscheuchen. Die einzige Reaktion war ein leichtes Schräglegen des Kopfes. Celeste kam sich dumm vor. In jeder Beziehung hungrig, machte sie sich auf den Rückweg.

~

Der spontane Ausflug hatte Celeste klargemacht, dass es nicht so weitergehen konnte wie bisher. Als Erstes stoppte sie deshalb alle Vorbereitungen für ihre neue Show. Die entsetzten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in ihrer Agentur konnten sie ebenso wenig umstimmen wie der Aufschrei der Fans.

Dann führte sie ein langes Gespräch mit ihren Eltern. Zuerst noch konsterniert von dem Reinfluss mit der Geburtstagsfeier, verstanden sie danach wenigstens ansatzweise die Sorgen und Nöte ihrer Tochter. Als Celeste sie fragte, ob sie ihr altes Zimmer wieder für eine Weile bewohnen dürfte, um eine Auszeit zu nehmen, stimmten sie erfreut zu. Instinktiv merkten sie, dass ihre Tochter ihre Hilfe und Unterstützung mehr brauchte denn je. Im Hintergrund machten sie ihren ganzen Einfluss geltend, um sie das erste Mal seit ihrer Kindheit vor der Öffentlichkeit abzuschirmen. Ohne dass Celeste etwas davon mitbekam, fielen in der weiteren Umgebung immer wieder Drohnen aus dem Himmel und stockten die Bewegungen manch mechatronischen Getiers. Das war das Mindeste, was Edward und Jennifer Wilkins für ihre Tochter tun konnten.

Für Celeste war es der erste Urlaub als Erwachsene. Sie nahm sich Zeit für sich, las viel, spielte die neuesten VR-Titel und fuhr oft mit dem Boot hinaus ins Irgendwo. Dort ließ sie sich dann – im doppelten Sinne des Worten – treiben.

Das ging so einige Monate, bis sie an einem schwülen Sommertag wieder einmal in ihrem Boot lag und fast betäubt von der sie umgebenden Stille in den Himmel starrte. Plötzlich durchbrach ein großes Luftschiff die Wolkendecke und, da sie hochschreckte, ihre Lethargie. Wie ein Fanal schwebte der lautlose Riese über ihr. Sie fasste einen Entschluss, kehrte so

schnell wie möglich nach Hause zurück und begann mit den Vorbereitungen.

Da das Luftschiff aus Westen gekommen war, hatte es sich wahrscheinlich im Anflug auf das nur einhundert Kilometer entfernte Lakehurst befunden, dem Ort der legendären Katastrophe der *Hindenburg* im Jahre 1937, bei der fünfunddreißig der knapp einhundert Menschen an Bord sowie ein Mitglied der Bodenmannschaft ums Leben gekommen waren. Das Bild des in Flammen stehenden und zerbrechenden Zeppelins hatte sich, wie fünfundzwanzig Jahre davor der Untergang der *Titanic*, als Menetekel der Grenzen eines damals noch als grenzenlos geltenden technischen Fortschritts in das kollektive Gedächtnis der Menschheit eingebrannt. Nach der Katastrophe eroberten die Flugzeuge die Himmel der Welt, um Menschen und Güter durch die Luft zu transportieren. Bekanntlich machte die Ächtung dieser äußerst klimaschädlichen Technologie während des großen Umschwungs, der mit der Zerstörung vieler Flugzeugflotten, Flughäfen und Raffinerien einherging, dem ein Ende.

Heute sorgten zehntausende Luftschiffe, von denen die meisten im Besitz der UM waren, für einen reibungslosen, wenn auch nicht mehr »düsen-schnellen« Transport bis in die entlegensten Winkel der Erde. Wie damals die *Hindenburg* wurden auch diese neuen Schiffe mit Wasserstoff befüllt, um den nötigen Auftrieb zu gewinnen. Neue Materialien und Sicherheitsvorkehrungen sorgten dafür, dass sich die Katastrophe von Lakehurst nicht wiederholen konnte. Wasserstoff war im Vergleich zu Helium nicht nur viel effizienter und billiger, es diente zugleich als Treibstoff für die Brennstoffzellen, die die Elektromotoren antrieben, wenn der Strom aus den Solarzellen in der Hülle dafür nicht ausreichte.

Celeste hatte beschlossen, mit solchen Luftschiffen auf eine Reise zu gehen, die sie in drei Etappen von Lakehurst über Barcelona und Karatschi auf die andere Seite der Welt nach Shanghai führen sollte. Dort wollte sie sich neuen künstlerischen Herausforderungen stellen und mit dem Mann zusammenarbeiten, der nicht nur als einer der Großen in seiner Kunst galt, sondern auch ihre Avatare geschaffen hatte, die fast jeder auf der Welt kannte.

Und vielleicht, so hoffte sie, würde sie auf dieser Reise auch sich selbst näherkommen. Dazu musste sie jedoch zuerst ihre äußere Erscheinung radikal verändern. Denn nur so würde sie sich unbehelligt unter Menschen bewegen können. Unter falschem Namen, mit braunen, kurz geschnittenen Haaren, getrimmten Augenbrauen, braunen Kontaktlinsen sowie einem schlurfenden Gang, den sie sich jüngst angewöhnt hatte, sollte das gelingen. Wenn sie sprach, dann mit dünnem Ton, der in nichts an ihre markante, kräftige Singstimme erinnerte.

Zehn Tage nachdem sie auf ihrem kleinen Boot von dem großen Luftschiff sozusagen aufgeweckt worden war, stand sie nun unerkannt neben anderen Reisenden und Besuchern auf der Beobachtungsplattform in Lakehurst. Ihr Flug würde erst in einigen Stunden gehen, aber sie war früh aufgebrochen, um kein Risiko einzugehen. Von ihren Eltern hatte sie sich bereits zu Hause verabschieden müssen, denn auch wenn sie sich jetzt unauffällig unter die Leute mischen konnte, galt das nicht für das Ehepaar Wilkins. Ihre Tarnung wäre sofort aufgefliegen.

An drei der acht weiträumig über dem Flugfeld verstreuten Ankermasten hatten zwei große und ein riesiges Luftschiff festgemacht. Letzteres würde sie mit zweihundert anderen

Passagieren und fünfzehn Besatzungsmitgliedern von hier aus ohne Unterbrechung in sechzig Stunden über den Atlantik nach Barcelona bringen. Es war die erste solche Reise für sie, und sie war aufgeregt. Ihr ganzes künstlerisches Schaffen hatte sich bisher in New York und Umgebung abgespielt, ihre Konzerte und Shows waren allesamt als 3D-Veranstaltungen live aus ihrer Produktionshalle in die Säle dieser Welt übertragen worden.

Ein Junge rief laut und zeigte auf ein Luftschiff, das er am Horizont entdeckt hatte. Waren schon die angedockten Schiffe, einfach aufgrund ihrer schieren Größe, ein grandioser Anblick, so zog nun der sich rasch nähernde Gigant alle Aufmerksamkeit auf sich. Etwa zweihundert Meter von dem ihm zugewiesenen Ankermast entfernt verlangsamte er seine Fahrt.

Die Endphase einer Landung war in früheren Zeiten ein zeitaufwendiges, heikles Manöver gewesen, da Luftschiffe enorme Angriffsflächen für Windböen boten. Früher wurde sie deshalb mit einem an ihrer Spitze befestigten Seil langsam und umständlich an den Ankermasten herangezogen. Heutige Luftschiffe lösten dieses Problem eleganter. Zunächst schwärmten aus unsichtbaren Öffnungen hunderte kleine Sensor-Drohnen aus, die sich schnell formierten und das Schiff wie eine Wolke umgaben. Welche Windböe es auch immer unternahm, den Riesen anzugreifen, musste an den Sensor-Drohnen vorbei, die ihre Position in kürzester Zeit anpassen konnten und Stärke und Richtung der Störung an das Mutterschiff weitergaben. Der Steuercomputer an Bord stellte die Daten aller Drohnen zu Matrizen zusammen, die, wenn man sie richtig las, ein genaues Abbild aller Windfelder in der Umgebung des Schiffes bildeten. Es war einfach, daraus alle Kräfte, die die Winde in den nächsten Sekunden an das Schiff

herantragen würden, zu berechnen und den beweglichen Steuerpropellern die entsprechenden Befehle zum Gegensteuern zu geben.

Welche Rechenverfahren auch immer hier am Werk waren, sie arbeiteten jedenfalls schneller als der Wind. In dem Augenblick, da eine Bö das Luftschiff traf, hatte dieses sie bereits erwartet und stemmte sich dagegen. Unter den Ahs und Ohs der Zuschauenden strebte es deshalb zügig und zielgenau auf den Ankerplatz zu, während um es herum die Wolke der Drohnen waberte, und die Steuerpropeller unter dem Heulen der Servomotoren ein dazu passendes Ballett aufführten.

Zweieinhalb Tage später blickte Celeste immer wieder aus dem schräg nach unten geneigten Panoramafenster, das die der Tür gegenüberliegende Seite ihrer schmalen Kabine ausfüllte. Vor einigen Stunden hatte das Schiff die Biskaya überflogen und europäisches Festland erreicht. In der Ferne erkannte sie das graue Randgebirge, das die iberische Hochebene im Nordosten begrenzte. Der Klimawandel hatte die iberische Halbinsel, und insbesondere die Hochebene, auf der auch Madrid lag, schwer getroffen. Mit Temperaturen von bis zu 47° – in Städten sogar noch höher – war sie größtenteils unbewohnbar geworden und verwandelte sich langsam in eine Wüste. Im weiteren Fahrtverlauf wich das Gebirge zurück und Celestes Augen konnten sich wenigstens an etwas Grün weiden, das sich mit dem Ebro durch die Landschaft schlängelte. Als das Schiff nach Backbord abdrehte, um endgültig Kurs auf Barcelona zu nehmen, überwog wieder das Grau-Braun verbrannter Erde.

Celeste musste schlucken. Lag es daran, dass ihr Körper unwillkürlich auf die wahrgenommene Trockenheit reagierte,

oder eher an dem Gedanken, dass Touristen und Reisende wie sie kräftig an der buchstäblichen Verwüstung der Erde, die sich so deutlich unter ihr abzeichnete, mitgearbeitet hatten? Zum Glück kamen nach dem großen Umschwung statt rasender Flugzeuge nur noch die gemächlichen, um eine Größenordnung klimafreundlicheren Luftschiffe zum Einsatz. Noch wichtiger: Jeder Mensch musste mit einem Kontingent von sechzigtausend Kilometern auskommen, die ihm zeitlebens für Reisen durch die Luft zustanden.

Sie erinnerte sich an die entsprechende Kontrolle vor dem Abflug. Sie hatte nur kurz ihre rechte Hüfte entblößen müssen. Da es sich um ihre erste Luftfahrt handelte, befand sich dort keinerlei Markierung und man hatte sie durchgewinkt. Seit gestern jedoch trug sie an dieser Stelle nun zwei grüne, parallele Striche in der Haut, jeweils sechs Zentimeter lang und an beiden Enden durch kleine Senkrechten abgeschlossen. Diese grünen Striche würden von bis zu vier roten beidseitig flankiert, um die Strecke ihrer bisher absolvierten Reisen ins Verhältnis zu dem ihr zustehenden Kontingent abzubilden. Ein erster roter Strich mit einer Länge von 2,5 Zentimetern dokumentierte ihre Reise von Lakehurst nach Barcelona.

Mit diesen archaisch anmutenden Tätowierungen hatte sich eine sehr analoge Form eines letztendlichen Nachweises gegen die aufwendigeren Digitalimplantate und biometrischen Authentifizierungsverfahren weltweit durchgesetzt. Wenn sie für die Rückreise von Schanghai nach Lakehurst den kürzeren Weg über den Pazifik wählte, würde sie bei der Heimkunft ziemlich genau die Hälfte ihres Kontingentes aufgebraucht haben. Erst hatte sie gezögert, soviel davon herzugeben, aber mehrere, längere Videogespräche mit Tián hatten sie davon überzeugt, dass es die richtige Idee war.

Selbstverständlich nutzte sie ihre Zwischenhalte in Europa und Asien dazu, möglichst viel von der Welt zu sehen. Sie verbrachte drei Wochen in der Region Barcelona, drei weitere in Karatschi und Umgebung. Immer in Gefahr, erkannt zu werden, mied sie den näheren Kontakt zu anderen Menschen, was sie aber nicht davon abhielt, all die fremden Bilder, Klänge und Gerüche in sich aufzusaugen. Es tat ihr unendlich gut, endlich einmal nicht im Mittelpunkt zu stehen und von allen beäugt zu werden, sondern dem Geschehen vom Rand her zuzusehen. Ahnte sie, dass diese Art des Reisens und die Erfahrungen, die sie dabei machte, in ihrer Zukunft noch eine große Rolle spielen sollten? Jedenfalls erweiterte sich ihr Horizont Tag für Tag. Sie bekam ein Gefühl für die Größe des Globus sowie die Vielfalt der Kulturen und Naturen, die er beherbergte. Sie sah viel von der Not, die der Klimawandel für die Menschen an den Küsten bedeutete, aber auch den Einfallstreichtum und die Solidarität, mit der sie gegen die katastrophalen Folgen kämpften – einen Kampf, der seit dem großen Umschwung überall voller Hoffnung geführt wurde.

Doch verwoben mit diesem allgemeinen Gefühl des Aufbruchs – und das irritierte Celeste ungemein – war die Allgegenwart ihrer selbst und ihrer Avatare. Je länger ihre Reise dauerte, desto mehr sich ihr Horizont erweiterte, umso besser begriff sie, was es bedeutete, ein globales Phänomen zu sein. Bilder von ihr als kleines Mädchen, als Star von heute sowie ihrer zwanzig, vierzig und sechzig Jahre alten Avatare aus Utopia hingen buchstäblich überall. Nicht nur war sie das Symbol des großen Umschwungs und damit die Hoffnung auf eine bessere Zeit – sie und ihre Avatare galten bei vielen Menschen als Beweis dafür, dass diese Zeit nun angebrochen war.

Kein Wunder also, dass ihr Verschwinden überall große Irritationen auslöste. Sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, wenn sie mitbekam, wie Menschen sich den Kopf deswegen zerbrachen, manchmal sogar darüber stritten, was wohl mit ihr geschehen sei. Mehr als einmal musste sie sich zwingen, nicht einfach in die Mitte zu treten und zu sagen: »Hier bin ich doch – alles gut!«. Schließlich sah sie sich genötigt, über ihre Agentur die beruhigende Meldung vorbereiten zu lassen, dass sie sich inkognito auf Reisen befände und bald wieder an die Öffentlichkeit wenden würde. Mit Bedauern wurde ihr klar, dass sich ihre Auszeit dem Ende zuneigte.

~

Gegen Mittag war Tián aus seinem Atelier, einer ehemaligen Scheune am Rande des Shanghaier Umlands, hinübergewandert in das kleine Haus, das er mit der Scheune von seinen Eltern geerbt hatte. Seit ihr Sohn vor einigen Jahren zum Studium in die Stadt gezogen war, lebten er und seine Frau dort allein.

Die beiden waren noch mit der Zubereitung des traditionellen Reisgerichts beschäftigt, mit dem sie Celeste willkommen heißen wollten, als es an der Tür läutete. Tián wollte sich schnell vom Küchentisch erheben und machte dabei eine unbedachte Bewegung. Ein stechender Schmerz fuhr in sein linkes Knie. Vor einigen Tagen war er dreiundsechzig Jahre alt geworden und spürte seinen Körper mittlerweile an Stellen, die er früher nie beachtet hatte. Als Künstler durch und durch ging er auch diesem Spüren nach. Und so vergrößerten sich seine zunächst vor Schreck zusammengekniffenen Augen schnell wieder, um einem neugierigen Funkeln Platz zu machen, das zu fragen schien: War das alles, oder kommt da noch

mehr? Über welche Grenze habe ich meinen Körper getrieben? Warum wehrt er sich gerade an diesem Punkt? Das Leibliche, die materielle Seite seines Daseins, hatte ihn immer fasziniert. Und er hatte sich zeitlebens Körper ausgedacht: Aliens, Monster, Fantastiere, aber auch Avatare realer Menschen. Doch nun, nachdem er die Tür geöffnet hatte, und das erste Mal seit zwanzig Jahren wieder dem Original seiner berühmtesten Schöpfung Auge in Auge gegenüberstand, musste er verwundert feststellen, dass er sie nicht wiedererkannte. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern begrüßte Celeste mit leichtem Neigen des Kopfes und einem warmen Lächeln.

Celeste ihrerseits hatte der Begegnung mit Shen Tián in den vergangenen Tagen und Stunden immer unsicherer entgegengesehen. Würden sie sich künstlerisch und menschlich verstehen? Sie hatte ihn noch als interessanten Onkel vor Augen, der sie dazu brachte, ganz verrückte Sachen zu machen: Einmal sollte sie so laut schreien, wie sie konnte, ein anderes Mal so weit spucken, wie nur möglich. Oder auf Bäume klettern oder fremde Erwachsene ausschimpfen oder ein Buch verbrennen oder einem Huhn auf einer Wiese hinterherlaufen. Der Gedanke daran, wie gut er sie in allen Aspekten kennen musste, bis hinunter zu ihrem genetischen Code, verunsicherte sie.

Beim gemeinsamen Mittagessen verlor sich dieses Gefühl, denn nach kurzer Nachfrage zu Reise und Befinden erzählten Tián und seine Frau mit entwaffnender Offenheit von sich selbst: über ihren Sohn, ihr Zusammenleben, aktuelle Kunstprojekte sowie ihre Erfahrungen mit dem Älterwerden, einschließlich manchmal plötzlich einsetzender Knieschmerzen. Spätestens als Tián Celeste gestand, wie sehr ihn ihr verändertes Äußeres doch irritierte, wusste sie, dass sie einander nun auf Augenhöhe begegneten. Sie versprach, die Veränderungen

Leseprobe

Für kritisches Erst-Lesen und aufmunternde Worte bedanke
ich mich ganz herzlich bei

Ursula, Jörg, Jochem, Simone und Konstanze.

DAS BUCH Wie wird sich die Ordnung bewähren, die den großen Krisen und drohenden Katastrophen des 21. Jahrhunderts folgte? Die Zwillinge Joseph und Vincent finden ihren Weg aus einem afrikanischen Königreich der »Inneren« in die Weiten des Alls. Indessen sorgt sich die weltberühmte Künstlerin Celeste um den Zusammenhalt der »Äußeren«. Denn auch in einer Utopie ist die Zukunft nicht vorhersehbar und es passieren Fehler – sogar den Maschinellen, von denen doch so viel abhängt. Wohin wird die Welt treiben, wenn der Motor der Inspiration zu stocken beginnt? Weiß doch jeder See-, Luft- und Raumschiffer, dass ein driftendes Schiff irgendwann zerschellen muss.

Im ersten Band von All An! schleuderte der große Umschwung eine dem Untergang entgegengehende Menschheit in ein neues Zeitalter, eine wahre Utopie. Doch erst im dritten und letzten Band entscheidet sich, wer in einer Welt verheißungsvoller Zukünfte leben wird.

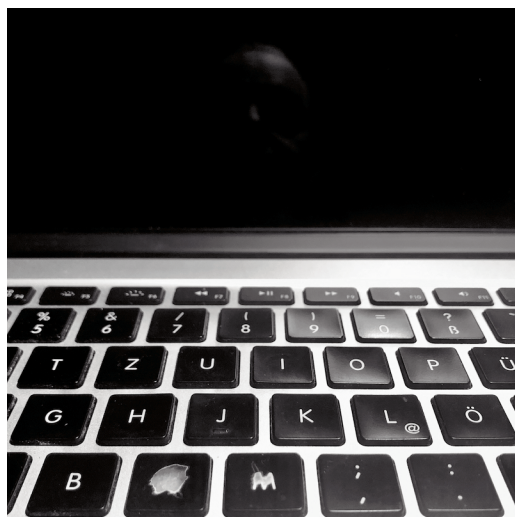
ALL AN! Wofür waren Staaten noch gleich da? Wie real ist das Virtuelle? Gibt es außermenschliches Bewusstsein? Und wohin führt uns der Fortschritt? Im 22. Jahrhundert hat sich die Menschheit ihren Platz auf der Erde endlich verdient. Inspirierte Menschen und gelangweilte KIs konnten die Welt retten – sogar zweimal. Ökosphäre, Soziosphäre und Technosphäre kommen gerade ins Gleichgewicht, da platzen Träume und die Dinge driften auseinander. Wenn die Geschichte mit der Utopie nicht endet, ist das Andauern der Geschichte dann vielleicht die eigentliche Utopie?

Für alle, die gerne größer denken.

DER AUTOR Kai-Holger Brassel, Jahrgang 1962, wuchs in Bochum auf. Noch während der Schulzeit wandte er sich der Amateurastronomie zu und lernte Programmieren. Neben dem Studium beschäftigte er sich mit Systemtheorien und engagierte sich sozial und politisch. Danach arbeitet er als Software-Ingenieur in unterschiedlichen Branchen und an verschiedenen Universitäten, dort vorwiegend zu den Themen Simulation und Folgen des Klimawandels.

In seinem ersten Roman All An! verbindet er die Schicksalsfragen menschlicher Entwicklung kunstvoll zu einem grandiosen Blick in die kommenden Jahrhunderte.

Kai und seine Lebensgefährtin leben seit 2003 in Hamburg. Sie haben zwei erwachsene Töchter.



<https://khbrassel.de>

1. Auflage 2024

© 2024, Kai-Holger Brassel
Homannstrasse 12c, 21075 Hamburg
<https://khbrassel.de>

Lektorat: Dr. Frank Weinreich (www.textarbeiten.com)

Umschlaggestaltung: Kai-Holger Brassel

Sternkarten auf dem Umschlagbild von José Ramón Torres und Casey Skelton (www.uv.es/jrtorres/triatlas.html)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Alle in diesem Roman vorkommenden Personen, Ereignisse und Handlungen sind frei erfunden.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.